

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

J. Paul Henderson

*Letzter Bus nach
Coffeerville*

Roman

*Aus dem Englischen von
Jenny Merling*

Diogenes

Titel der 2014 bei
No Exit Press, London,
erschienenen Originalausgabe:
›Last Bus to Coffeerville‹
Die deutsche Übersetzung
folgt einer vom Autor nochmals
durchgesehenen, gekürzten Fassung
Umschlagillustration von Kobi Benezri
nach einer Idee von Jon Gray
Copyright © gray318

*Im Gedenken an
Amanda und Stanley*

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
120/16/852/1
ISBN 978 3 257 06959 4

Prolog

Es ist so weit, Gene.« Die Stimme klang älter und tiefer, als er sie in Erinnerung hatte, aber es bestand kein Zweifel daran, wem sie gehörte. Im selben Moment wurde ihm auch klar, was sie meinte.

»Bin sofort da, Nancy.«

Erst nachdem er aufgelegt hatte, fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, wo Nancy überhaupt war.

Man kann viel ausdrücken mit neun Wörtern, aber eben nicht alles.

TEIL I

Entwurzelung

Gene und Nancy

Docs Geburtstag

Eugene Chaney, oder Doc, wie ihn die meisten nannten, saß auf der Veranda hinter seinem Haus, trank Kaffee und fragte sich, ob die Vögel heute irgendwie falsch zwitscherten.

»Haltet endlich die verdammten Schnäbel!«, rief er.

Tatsächlich sangen die Vögel heute so wie immer, nicht schöner und nicht schiefer. Sie betrachteten Doc, der sich wieder hinsetzte.

Seine Launen waren für sie nichts Neues, trotzdem kam er ihnen heute anders vor als sonst. Er war es auch, denn heute war sein zweiundsiebzigster Geburtstag.

Heute war es sieben Jahre her, dass Eugene Chaney III. seine Praxis aufgegeben und nahtlos zu einem Lebensabschnitt übergegangen war, den seine Nachbarn als misanthropisch bezeichneten. Doc hätte sich gegen diesen Begriff verwahrt. Er ging ungern unter Menschen, das stimmte, aber war er deshalb gleich ein Menschenfeind?

Am Tag seines Rentenantritts hatte er alle seine Anzüge samt den Krawatten und Fliegen, die ihn sein Berufsleben hindurch begleitet hatten, in den Müll geworfen und sie durch karierte Hemden und Cordhosen ersetzt. Das weiße

Haar trug er lang und zurückgekämmt wie Grandpa Walton aus der Fernsehserie. Außerdem ließ er sich einen dichten Schnurrbart stehen wie Frank Zappa, und er fing wieder mit dem Rauchen an.

Sein Alltag hatte die alte Struktur verloren. Morgens stand Doc auf, ging hinunter ins Wohnzimmer und machte den Fernseher an. Meistens verbrachte er seine Zeit mit Lesen. Manchmal ging er auch spazieren oder fuhr mit dem Auto irgendwohin. Er versuchte die Zeit totzuschlagen. Jeden Abend trank er zwei Gläser Rotwein, und nachts schlief er unruhig und hatte düstere Träume. Er war ständig müde.

Nur der Jahrestag seiner Geburt bildete eine Ausnahme. Dies war der einzige Tag im Jahr, an dem er sich erlaubte, die Ereignisse seines Lebens Revue passieren zu lassen und über die Tatsache nachzudenken, dass er seinem Ende entgegenging. Dieses Nachdenken war ein ebenso gefährliches wie notwendiges Ventil.

Gene fragte sich, wie ein Mensch zweiundsiebzig Jahre auf diesem Planeten verbringen und dann doch nur zehn Meilen entfernt von seinem Geburtsort wohnen konnte. Er dachte darüber nach, dass er sein Leben damit verbracht hatte, anderen beizustehen, sich selbst jedoch nicht helfen können, und er versuchte zu ergründen, wieso er die Einsamkeit mittlerweile der Gesellschaft anderer Menschen vorzog. Vor allem jedoch kreisten seine Gedanken darum, wie schnell das Leben vorbei sein konnte, dass niemand seinen Sinn kannte und wie schmerzhaft es war, jemanden zu verlieren.

Arzt war nicht Eugene Chaney's Traumberuf gewesen, ihm war einfach nichts Besseres eingefallen.

In Docs Familie gab es viele Ärzte. Sein Urgroßvater Robert Chaney hatte zwar über keinerlei medizinische Ausbildung verfügt, es jedoch mit dem Verkauf von Quacksalbermittelchen zu einer gewissen Bekanntheit und nebenbei auch noch zu einem kleinen Vermögen gebracht, das Docs Großvater Eugene Chaney wie auch seinem Vater Eugene jr. ein regelgerechtes Studium und später die Niederlassung als Allgemeinmediziner ermöglichte.

In der Kleinstadt, in der die Familie lebte, war der Name Eugene Chaney schließlich untrennbar mit dem Beruf des Arztes verbunden, und so wurde auch von Eugene Chaney III. erwartet, den mittlerweile etwas ausgetretenen Familienpfad zu beschreiten. Und Doc enttäuschte die Erwartungen nicht. Zwar brannte er nicht gerade darauf, anderen zu helfen, war aber auch nicht abgeneigt, den Lebensstandard, an den er von Haus aus gewöhnt war, beizubehalten. Nicht zuletzt gefiel ihm auch der soziale Status, der mit dem Dokortitel einherging.

So schrieb er sich denn aus Phantasielosigkeit, und weil er von jeher einen Sinn für wissenschaftliche Zusammenhänge hatte, zum Wintersemester 1960 an der Duke University ein. In einem nagelneuen Auto, einem Geschenk seiner Eltern, fuhr er nach North Carolina. Das Leben war schön und konnte eigentlich nur noch schöner werden. Genau das tat es auch eine Weile lang, doch dann plötzlich nicht mehr. Das Leben spielte eben, wie das Leben manchmal so spielt.

Wie sich herausstellen sollte, hatte Eugene Chaney zum Zeitpunkt seines Studienabschlusses bereits jeglichen Ehrgeiz in puncto Geld und Status verloren. Im Gegenzug hatte er beizeiten das fast zwanghafte Bedürfnis entwickelt, sich so oft wie möglich die Hände zu waschen, und nach der traumatischen Sezierung des Kadavers, den man ihm im zweiten Studienjahr zugeteilt hatte, einen Ekel vor Rindfleisch.

Viel schlimmer für einen Mann, der die nächsten vier Jahrzehnte seines Lebens als Arzt verbringen wollte, war jedoch die Tatsache, dass er mit bestandenem Staatsexamen auch jegliches Interesse daran verlor, überhaupt als Arzt tätig zu sein. Zum Glück war er sich der Grenzen seiner Kompetenz bewusst und verwies, sobald er sich bei einer Diagnose nicht ganz sicher war, seine Patienten freudig und geradezu erleichtert an einen Spezialisten.

Die Patienten konsultierten ihn wegen der verschiedensten Gebrechen. Doc untersuchte dann Teile ihrer Anatomie, die er nicht unbedingt wiedersehen wollte, und musste Tag für Tag mit ansehen, wie ursprünglich gesunde Körper von Krankheit und Alter zerstört wurden. Die Macht und die Verantwortung, die sein Beruf mit sich brachten, wurden ihm manchmal zu viel. Er sollte Menschen das Leben erleichtern, allzu oft musste er jedoch stattdessen Erwartungen dämpfen, Patienten eröffnen, dass ihr Leiden chronisch war, und manchmal sogar die schlimmste aller Nachrichten überbringen.

Im Gegensatz zu seinen Patienten war sich Doc im Klaren darüber, dass die Medizin keine exakte Wissenschaft war, und verglich sich insgeheim mit einem Automechani-

ker in einer Kleinstadt, der geheimnisvolle elektrische Probleme in einem teuren europäischen Importwagen aufspüren soll. Ehrlich gesagt, war er fast überraschter als die Betroffenen selbst, wenn diese wieder gesund wurden. Die einzige Erfüllung fand er im Entfernen von Ohrenschmalz.

Obwohl ihn in dieser Lebensphase sicher noch niemand als menschenfurcht empfinden ließ, hätte ihn umgekehrt wohl auch niemand als gesellig bezeichnet. Dennoch fanden ihn seine Patienten liebenswürdig, insbesondere wegen seiner warmen, beruhigenden Stimme. Seinen Patienten verdankte er auch seinen Spitznamen, Doc.

Docs erste Vollzeitstelle führte ihn in eine kleine Stadt in Maryland, die inmitten von Apfelgärten am Fuße des Catoctin Mountain lag. Dort verliebte er sich vier Jahre nach seinem Umzug in seinem Leben zum zweiten Mal. Sie hieß Beth Gordon, war fünfundzwanzig und arbeitete unweit seiner Praxis in einem kleinen Blumenladen.

Einer seiner Kollegen im Ort hatte ihn zum Dinner eingeladen, und Doc wollte der Gastgeberin einen Blumenstrauß mitbringen. Er freute sich nicht gerade auf den vor ihm liegenden Abend. Die Männer würden medizinische Themen und Praxiserweiterungen diskutieren, während ihre Frauen Apfelkuchenrezepte austauschten und geeignete Heiratskandidatinnen für Doc, den einzigen Junggesellen in der Runde durchhechelten; den galt es unbedingt zu verkuppeln.

Als Doc den Blumenladen betrat, waren dort zwei Verkäuferinnen. Beth begrüßte ihn zuerst. »Hallo! Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Blumen kaufen«, antwortete Doc.

»Dann sind Sie hier genau richtig, das hier ist ein Blumenladen.«

Doc mochte sie auf Anhieb. Er erklärte ihr, wofür er den Strauß wollte, und bat sie, ihm etwas Passendes zusammenzustellen. Während Beth Blumen farblich aufeinander abstimme, noch ein wenig Grün dazutat, in Zellophan einwickelte und mit einer Schleife verzierte, redeten die beiden ununterbrochen miteinander. Es war nicht lediglich zielloses Geplauder, eher ein fröhliches Pingpong mit Worten. Doc war mit dem Strauß schon halb zur Tür hinaus, als er sich noch einmal umdrehte und sie fragte, ob sie nicht Lust hätte, ihn zu der Dinnerparty zu begleiten.

»Klar, warum nicht«, antwortete Beth.

»Ziehen Sie sich was Passendes an, keine Jeans! Ich hole Sie um sieben ab.«

Zwei Jahre später waren sie verheiratet.

»Du hast nicht zufällig Lust zu heiraten, oder?«, hatte Doc sie gefragt.

»Klar, warum nicht«, erwiderte Beth. »Wen denn?«

Daraufhin hatte ihr Doc den Ring an den Finger gesteckt, den er am nächsten Tag beim Juwelier gegen einen eintauschte, den Beth passender fand.

»Einverstanden?«, fragte sie.

»Einverstanden«, stimmte er zu. »Dir ist übrigens schon klar, dass ich in unserer Familie die Hosen anhaben werde, oder?«

»Aber sicher, mein Schatz, Röcke und Kleider nur an hohen Feiertagen.«

Innerhalb eines Jahres wurde Beth schwanger, und neun

Monate später wurde Doc Vater eines knapp dreieinhalb Kilo schweren Mädchens – Esther. Wie etwas so Kleines sie beide so glücklich machen konnte, war ihm ein Rätsel. Wenn er seine schlafende Tochter betrachtete, hatte er oft das Gefühl, das Herz könnte ihm zerspringen. So leer für Doc der Arbeitsalltag war, so sehr erfüllte ihn seine kleine Familie.

Dieses Glück sollte ihm jedoch lediglich ein Jahr beschieden sein. Kurz nach dem ersten Geburtstag seiner Tochter wurden Beth und Esther von einem riesigen Donut getötet.

Der Unfall ereignete sich an einem Herbsttag, der wie für einen Ausflug mit dem Cabrio gemacht war: Es war warm, fast windstill, die Luft war trocken. Normalerweise saß Doc am Steuer der blauen Corvette Stingray der Chaney's, aber heute war er auf Beths Bitte hin mit dem Kombi zur Arbeit gefahren – sie hatte einige Besorgungen zu machen und wollte das gute Wetter noch ein wenig genießen.

Beth klappte das Dach auf, befestigte Esthers Babyschale sicher auf dem Beifahrersitz und machte sich auf in die Stadt. Die Sonne auf ihrem Gesicht und der warme Fahrtwind in ihren neuerdings kurzen Haaren fühlten sich herrlich an. Beth war die Strecke schon tausendmal gefahren und hätte sie wahrscheinlich blind zurücklegen können. An der Kreuzung kurz vor dem Stadtzentrum hielt sie an, sah nach links, nach rechts, dann noch einmal nach links und fuhr dann an. Weder die Fahrschule noch ihre eigene Erfahrung hatten sie darauf vorbereitet, auch nach oben zu schauen, um nicht von herabfallenden Donuts überrascht zu werden. Das war ein Fehler.

Der riesige Donut war aus dem Greifer eines Krans gerutscht, der ihn gerade an einem hohen Werbemast gegenüber einem Donutgeschäft anbringen sollte. Ohne Vorwarnung krachte er auf die Corvette und begrub das Auto unter sich. Beth und Esther waren sofort tot. Docs Sterben hingegen zog sich über die nächsten vierzig Jahre hin. Die Erinnerung an die beiden blieb ihm sein ganzes Leben erhalten: gleichzeitig frisch wie Gänseblümchen und trocken wie altes Laub.

Ein solcher Verlust kann weder durch Worte noch durch Schmerzensgeld gelindert werden, und Gott ist schlau genug, sich in solchen Momenten aus dem Spiel zurückzuziehen und in der Hoffnung, nicht zur Verantwortung gezogen zu werden, von der Seitenlinie aus zuzusehen. Alles, was Doc wichtig gewesen war, war mit einem Schlag fort. An diesem Tag starb seine Seele. An diesem Tag verlor er außerdem für immer die Lust auf Donuts.

Alles erinnerte ihn in Maryland an Beth und Esther, er war nirgends mehr vor den Erinnerungen sicher. Als sein Vater ihn anrief und ihm seinen Entschluss mitteilte, mit der Praxis aufzuhören, und ihm vorschlug, sie zu übernehmen, stimmte Doc deshalb sofort zu. Die Überreste seiner ehemaligen Familie nahm er mit: zwei Urnen, eine etwas kleiner als die andere.

Doc freute sich auf seine Eltern und darauf, künftig mehr Zeit mit ihnen zu verbringen. Er hatte sie zuletzt an Halloween gesehen und sie als typisches älteres Ehepaar empfunden, so wie man sie von Anzeigen von Telefongesellschaften kennt, die Söhne und Töchter dazu bringen sollen, ihre

Eltern wieder öfter anzurufen. Bei seiner Ankunft musste er jedoch mit Schrecken feststellen, dass sie richtig alt geworden waren.

Es musste sehr plötzlich geschehen sein, und nichts hatte ihn darauf vorbereitet.

Da beide um den Schmerz ihres Sohns wussten, hatten die Eltern die Krebserkrankung der Mutter in ihren Briefen und Telefonaten nie erwähnt. Der Krebs stellte sich als tödlich heraus, und Doc und sein Vater mussten hilflos zusehen, wie er im Körper der Mutter grausam wütete und sie langsam dahinraffte. Je weiter der körperliche Verfall der Mutter voranschritt, desto mehr verließen auch Docs Vater die Kräfte. Er verlor seinen berühmten Humor und schlurfte nur noch als Schatten seiner selbst durchs Haus. Drei Jahre nach Docs Rückkehr starb seine Mutter an ihrer Krankheit, und sechs Monate später folgte ihr Docs Vater an gebrochenem Herzen. Nun lagen beide Eltern Seite an Seite auf dem kleinen Friedhof der Episkopalkirche, in der sie geheiratet hatten und in der Eugene getauft worden war.

In etwas weniger als acht Jahren seines jungen Lebens erlitt Doc Verluste, die sich bei anderen Menschen auf ein ganzes Leben verteilen oder nie passieren. Vielleicht bewusst, vielleicht unbewusst zog er sich daraufhin immer mehr von der Welt zurück und verkroch sich in sich selbst, schützte sich vor weiteren Schicksalsschlägen mit einer rauhen Schale aus Abweisung. Die nächsten vierzig Jahre weinte er kein einziges Mal mehr.

Die Sonne stieg höher, sein zweiundsiebzigster Geburtstag würde warm werden. Doc schob seinen Stuhl ein Stück in den Schatten, schenkte sich Kaffee nach und zündete sich eine Zigarette an. Nachdem er die einzelnen Fäden seiner Lebensjahre entwirrt hatte, teilte er sie nun in mehrere Stränge und flocht sie zu einer endlosen Aufzählung von Ratschlägen zusammen, die seiner Meinung nach jeder Vater seinen Kindern mitgeben sollte. Kinder, so seine Überzeugung, sollten von ihren Eltern auf alles vorbereitet werden, was ihnen im Leben zustoßen könnte.

Man sollte ihnen klar sagen, dass es im Leben nur selten bergauf und meist bergab ging, dass sie dabei öfter auf Schwierigkeiten treffen würden als auf schöne Dinge und dass sie sich auf Enttäuschungen einstellen müssten. Man sollte ihnen vermitteln, dass Misserfolge häufiger waren als Erfolge, dass man nur mit sehr viel Glück einen Beruf fand, der einen erfüllte, und dass man sich mit hoher Wahrscheinlichkeit sein gesamtes Arbeitsleben hindurch zu Tode langweilte. Sie würden mit einem gebrochenen Herzen umzugehen lernen müssen, und sie würden Beziehungen erleben, die in Flammen aufgingen oder zu Staub zerfielen. Manchmal würden sie den Grund dafür kennen, meistens jedoch nicht. Sie würden Trauer und Verlust ertragen müssen, und es würde Zeiten geben, in denen sie einfach nur vor sich hin vegetieren würden. Und nach alledem wären sie nicht etwa bessere oder auch schlechtere Menschen, sondern einfach nur andere.

Im Alter sollten sie dann Fotos von sich als Kinder mit ihrem jetzigen Aussehen vergleichen, sich dabei besonders ihre Augen ansehen, denn in den Augen eines Menschen

spiegelt sich seine Lebensgeschichte, nicht in Falten oder einem Doppelkinn. Sie müssten natürlich damit rechnen, dass ihre Augen sehr viel trauriger aussähen als früher, dass kein Funkeln mehr darin zu finden sei, sondern nur noch Erschöpfung und ein gehetzter Ausdruck.

Wenn man Kindern schon früh beibrachte, dass solche Katastrophen mit hoher Wahrscheinlichkeit im Leben auf sie zukamen, dann würden diejenigen unter ihnen, die davon verschont blieben, ihr glückliches Leben vermutlich mehr zu schätzen wissen, wohingegen die anderen dadurch lernten, die wenigen schönen Momente in ihrem Leben noch mehr zu genießen. Davon war Doc überzeugt. Und er schärfte innerlich beiden Gruppen ein, die Menschen, mit denen sie ihre Glücksmomente teilten und die nicht selten sogar dafür verantwortlich waren, immer in dankbarer Erinnerung zu behalten.

Dann hatte ihn vor fünf Jahren völlig überraschend Nancy angerufen und eine Beziehung wiederaufleben lassen, die vor fast fünfundvierzig Jahren von einem Tag auf den anderen plötzlich zu Ende gewesen war.

Doc ging davon aus, dass sie auch diesmal nicht lange halten, sondern bald wieder von Nancy beendet würde.